

Ernst Hanisch

Was ist aus der Regionalen Zeitgeschichte in Österreich geworden?

Das Beispiel Niederösterreich

I.

Im November 1979 schrieb ich in der von uns in Salzburg gegründeten Zeitschrift *Zeitgeschichte* einen programmatischen Artikel über Regionale Zeitgeschichte.¹ Es waren die Jahre, in denen sich eine moderne (so meinte ich und viele andere) Regionalgeschichte gegenüber der traditionellen, in unseren Augen völlig veralteten Landesgeschichte positionieren wollte. Daher forderte ich, auf internationale Entwicklungen der Geschichtswissenschaften zu achten, regional übergreifende Fragestellungen einzubringen, aber auch die Sonderwege der Region herauszuarbeiten. Ich plante ein Buch über Salzburg im 20. Jahrhundert. Damals stand ich ganz im Bann der Historischen Sozialwissenschaft, der Gesellschaftsgeschichte, wie sie Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka entworfen hatten.² Gesellschaftsgeschichte meinte ein durch Argumente begründbares Synthesemodell, das die „Potenzen“ Wirtschaft, Politik und Kultur durch die Kraft der Sozialgeschichte zusammenhält. Wehler selbst hat in seiner monumentalen Deutschen Gesellschaftsgeschichte das Konzept der sozialen Ungleichheit als Klammer benutzt.³ Ich hingegen knüpfte an die Kategorie der „Lebenschancen“ an, die Ralf Dahrendorf kurz vorher entwickelt hatte. Lebenschancen bedeuten dabei *Optionen* – Wahl- und Emanzipationsmöglichkeiten – und *Ligaturen* – Bindungen, Zugehörigkeiten, zur Sinngebung beitragende Strukturen.⁴

Inzwischen sind viele andere „turns“ auf der Bühne der Geschichtswissenschaft aufgetreten, haben ihr kurzes bengalisches Feuer entfacht und sind verschwunden. Allerdings, in der Folge hatte sich das Feld der Geschichtswissenschaft enorm pluralisiert und fragmentiert. Aus *der* Geschichtswissenschaft wurden viele Geschichts-

wissenschaften, die kein einzelner Historiker und keine einzelne Historikerin mehr überblicken kann. Methodisch und theoretisch aufgespalten, ist die innere Kommunikation ebenso verloren gegangen wie die Wirkung auf eine wie immer definierte breitere Öffentlichkeit. Ich habe das Buch „Salzburg im 20. Jahrhundert“ nicht geschrieben. Andere Projekte traten dazwischen. Aber ich verwendete das Konzept in den Grundzügen für mein Buch *Der lange Schatten des Staates*.⁵ Fast alle anderen Bundesländer jedoch können inzwischen eine Geschichte ihres Landes im 20. Jahrhundert aufweisen.⁶

II.

Im Jahr 2008 erschien eine dreibändige Geschichte Niederösterreichs im 20. Jahrhundert mit 2.334 Seiten, verfasst von 66 Wissenschaftlern (darunter 19 Frauen), aus Disziplinen, die von der Archäologie und Architektur bis zur Volkswirtschaft reichen.⁷ Dementsprechend vielfältig sind die aufgegriffenen Themen. Die Geschichte Niederösterreichs im 20. Jahrhundert kommt der Utopie einer ‚totalen Geschichte‘ ziemlich nahe. Wer die österreichische Wissenschaftskultur etwas kennt, wird es schon als kleines Wunder bezeichnen müssen, dass es den Herausgebern Stefan Eminger, Oliver Kühschelm, Ernst Langthaler und Peter Melichar gelungen ist, alle Beitragenden zur Einhaltung des Abgabetermins zu veranlassen. So ist ein überaus gewichtiges Handbuch entstanden, das wenige thematische Wünsche offen lässt. Aber nur wenige Leser werden sich durch die fast zweieinhalbtausend Seiten durchbeißen. Als Rezensent musste ich die heroische Aufgabe auf mich nehmen, tatsächlich alle drei Bände zu lesen. Das brauchte viel Zeit, und es war zeitweise auch die Überwindung des ‚inneren Schweinehundes‘ notwendig. Manchmal kapitulierte ich, so bei Wolfgang Müller-Funk, der in seiner Zusammenfassung der Kultur in Niederösterreich seine kulturwissenschaftliche Feder gewaltig spreizt und seine Belesenheit ausbreitet, von Roland Barthes bis Georg Simmel, von Marc Augé bis (natürlich!) Michel Foucault; so bei Alexander Mejstrik, dessen statistische Kapriolen mich schlicht überfordern. Dennoch brachte die Lektüre auch reichen Gewinn: eine Fülle von neuen Informationen, nicht nur über Niederösterreich; neue Fragestellungen; den Hinweis auf ganz neue Themen (etwa der Umgang mit dem Abfall in Niederösterreich). Die Stärke dieser Regionalgeschichte liegt darin, nicht einfach zu wiederholen, was wir von der allgemeinen österreichischen Zeitgeschichte ohnedies wissen (mit der Stilblüte: „Auch in Niederösterreich war ...“), sondern einen frischen Blick auch auf das Allgemeine zu wagen.

Die drei Bereiche, die das Werk in jeweils einem Band abhandelt – Politik, Wirtschaft, Kultur –, folgen den drei Potenzen der Gesellschaftsgeschichte. Was völlig

misslingt, bei 66 Autoren auch misslingen muss, ist die Syntheseleistung. Ein themenübergreifendes Konzept ist nicht erkennbar. Die Schlusskapitel in jedem Band sind dafür kein Ersatz, weil sie – mehr oder minder geschickt – die einzelnen Beiträge nur zusammenfassen. Daher steht jeder einzelne Artikel ziemlich einsam, in einem Gefolge von anderen Artikeln. Dass die Qualität der Aufsätze stark differiert, liegt in der Natur eines Sammelwerkes: sehr konventionelle, sehr materialreiche, aber wenig reflektierte, und einige Glanzleistungen. Dass viele Wiederholungen vorkommen, liegt ebenfalls an der Vielzahl der Autoren.

III.

Was sich allerdings bei den meisten Arbeiten erkennen lässt ist das Bemühen, die Besonderheiten von Niederösterreich herauszuarbeiten; die Verbindung des Regionalen mit dem Lokalen, im Idealfall die Verknüpfung von Makro-, Mezzo- und Mikroebene. Was war und ist die Besonderheit dieses Bundeslandes? Bleiben wir einmal beim ersten Band, bei der Politik. Zwar das Kernland Österreichs, aber mit dem unverdaubaren Brocken Wien im Bauch, konnte Niederösterreich auch nach der Trennung (1922) nur schwer Eigenständigkeit und Identität finden. Das Viertelbewusstsein war stärker als das Landesbewusstsein; erst 1965 konnte eine Landeshymne geschaffen werden. Die meisten Institutionen blieben in Wien; erst 1986 wurde der Beschluss für eine eigene Landeshauptstadt gefasst. In der Ersten Republik waren Handels-, Arbeiterkammer, Gewerkschaften für Wien und Niederösterreich noch beisammen; erst 1938 und in der Zweiten Republik wurden sie getrennt. Mit 60 Prozent Kleingemeinden und dem Übergewicht des Agrarsektors war das Land durch und durch „schwarz“; fast alle Landeshauptmänner kamen aus dem Bauernbund; noch 1999 errang der *Österreichische Arbeiter- und Angestelltenbund* (ÖAAB) fast hundert Prozent der Mandate bei den Zentralpersonalvertretungswahlen. Ob das allein aus „Autoritätsgläubigkeit“ zu erklären ist, scheint fraglich, denn die dichten Interessenverflechtungen zwischen den Christlichsozialen (ÖVP), dem Raiffeisenverband und der NEWAG / NIOGAS, den Medien (ORF-Landestudio) und der katholischen Kirche etablierten einen Machtblock, dem sich der Einzelne nur schwer entziehen konnte. Im Dorf bestimmten die Großbauern mit ihren Clans und Freundschaften die Politik. Das Netzwerk des Bauernbundes umfasste Landwirtschaftskammer, Versicherungen, Banken und christsoziale Partei, später *Österreichische Volkspartei* (ÖVP). Der katholische Cartellverband begann seit den dreißiger Jahren die administrativen Eliten zu dominieren (mit dem Bruch während der NS-Herrschaft). Es gab allerdings auch ziemlich wirre politische Karrieren im 20. Jahrhundert, beispielsweise die des VdU-Landesparteiobmannes Ferdinand Haidner,

eines Krankenhausbeamten in Baden, der in der Zwischenkriegszeit Sozialdemokrat, 1934 Bezirksleiter der Revolutionären Sozialisten, 1938 NSDAP-Mitglied war und 1949 zur kommunistisch gestützten „Nationalen Front“ übertrat (1. Band, 590). Zu den niederösterreichischen Besonderheiten gehört auch eine spezifische Dimension des österreichischen Opfermythos: nicht nur Opfer des Nationalsozialismus, sondern auch Opfer der sowjetischen Besatzung gewesen zu sein, womit mit mehr oder weniger Recht die ökonomische Rückständigkeit erklärt wurde. Die konservative Ordnung in Niederösterreich interpretiert Ernst Langthaler in einem instruktiven Beitrag durch die Fülle der Symbole: Orte – Kirche, Kriegerdenkmal, „schwarze“ Gasthäuser; Zeiten – Kirchenfeste, Erntedank; Gegenstände – Fahnen, Uniformen, Kreuze; Texte und Bilder – Gebete, Heiligenbilder, Katechismus; Lieder – Kaiser- und Staatshymne, Kirchenlieder, Marschmusik; Gesten – Kreuzzeichen, Kniebeuge, Habt-Acht-Stellung usw. (1. Band, 373). Langthaler lenkt in einem weiteren Beitrag die Aufmerksamkeit des Lesers nicht nur auf die unbestreitbaren Brüche – 1918, 1934, 1938, 1945 –, sondern sucht auch nach Kontinuitäten über sie hinweg. Für diese Verbindungen im Agrarsektor wählt er das Konzept des „Agrar-Korporativismus“. Dieser „dritte Weg“ jenseits von Liberalismus und Sozialismus lässt das Eigentum der Produktionsmittel in privater Hand, ordnet aber deren Nutzen staatlichen oder staatsnahen Organisationen unter (1. Band, 688 f.). Dieses Konzept ist zwar nicht ganz neu, wurde aber in Österreich noch kaum diskutiert. Es ermöglicht eine neue Perspektive der strukturellen Verklammerung der letzten Jahre der Demokratie mit den ersten Jahrzehnten der Zweiten Republik. Und das gilt nicht nur für Niederösterreich, obgleich hier der „Agrar-Korporativismus“ wohl am prägnantesten ausgebildet war. Weiter zu denken wäre diese Verklammerung in Bezug auf das Konzept des „Organisierten Kapitalismus“ (Rudolf Hilferding) in Österreich: Kann man die Phase von den 1880er bis in die 1980er Jahre als Jahrhundert des „Organisierten Kapitalismus“ ansprechen, nur durch liberale Perioden unterbrochen?

IV.

Der zweite, der Wirtschafts-Band beginnt mit der Demografie. Auch in diesem Bereich war Wien ein Problem für Niederösterreich. Vor allem das Wald- und das Weinviertel verzeichneten große Bevölkerungsverluste; Waidhofen an der Thaya beispielsweise verlor von 1910 bis 2001 fast ein Drittel seiner Bewohner. Andererseits war Niederösterreich immer ein Migrationsland. Die Zuwanderung nach Niederösterreich in der späten Monarchie übertraf um mehr als das Fünffache den Wert am Beginn des 21. Jahrhunderts (2. Band, 14). Der Unterschied

freilich lag in der Wahrnehmung der „Fremden“, ob sie, wie vor 1914, aus Böhmen und Mähren, oder, wie um 2000, vom Balkan oder aus Anatolien kamen. Der Bedeutung der Agrarwirtschaft in diesem Bundesland entsprechend, werden ihr im Wirtschaftsband gleich mehrere Beiträge gewidmet. Es ist ein Weizen-, Mais-, Kartoffel- und Weinland. Nach den Erfahrungen der Weltkriege konnte sich in der Landwirtschaft auch nach 1945 nie die freie Marktwirtschaft durchsetzen. Was sich jedoch als eindeutige Tendenz festhalten lässt, ist die Vergrößerung der Betriebe und die Spezialisierung der Produktion einerseits, das Absinken des Beitrages der Landwirtschaft zum Bruttoinlandsprodukt auf etwas mehr als zwei Prozent in den neunziger Jahren andererseits (2. Band, 204). Die Rentabilität der Landwirtschaft wurde so gering, dass sie nur durch die Agrarförderung des Bundes (dann der Europäischen Union) überhaupt lebensfähig war und ist. Die regionalen Spezifika hat Rita Garstenauer in einem eindrucksvollen Artikel herausgearbeitet. Fridolin Krausmann weist auf die sozialökologischen Perspektiven hin. Erschreckend der Hinweis: Am Beginn des 20. Jahrhunderts konnten noch je Einheit investierter Energie (in Form von Arbeit und Maschineneinsatz) neun Einheiten Energie in Form von Agrarprodukten gewonnen werden. Heute hingegen, in der High-Input-Landwirtschaft, wird „mehr gesellschaftlich nutzbare Energie in der Agrarproduktion investiert, als letztlich in Form von Agrarprodukten erzeugt wird“ (2. Band, 264). Das hat natürlich auch große Auswirkungen auf die Kulturlandschaft. In Niederösterreich nahmen zwischen 1910 und 2003 die Ackerflächen um 20 Prozent, die Grünflächen um 31 Prozent ab, während der Wald um 26 Prozent zunahm, die Baufläche sich hingegen vervierfachte (2. Band, 265). Niederösterreich war und ist auch ein Land des Großgrundbesitzes. Der Beitrag von Peter Melichar zu diesem in der Öffentlichkeit wenig bewussten Thema ist zwar im Rahmen einer regionalen Zeitgeschichte etwas übergewichtig (fast 60 Druckseiten), enthält jedoch viele neue Informationen. 1930 gab es in diesem Land 462 Betriebe mit über 200 Hektar, die über ein Viertel des gesamten Bodens verfügten (2. Band, 579), 1960 zählte man noch immer 456 Betriebe dieser Größe (2. Band, 581). Zu den Eigentümern, meist Männer, gehörten bei den Einzelpersonen 61 Prozent Adelige, aber auch Großindustrielle und Bankiers, Stifte und die öffentliche Hand. Altfeudale Reste wie der Fideikommiss oder das Patronatsrecht, das Recht Pfarrer vorzuschlagen, wurden erst 1938 aufgehoben; paradoxerweise hatten vorher auch einige jüdische Großgrundbesitzer dieses Recht. Von der ökonomischen Krise der Zwischenkriegszeit wurde auch der Großgrundbesitz schwer getroffen. Im Jahresdurchschnitt dieser Zeit betrug die Überschüsse des Gutsverwalters des Grafen Franz Thurn im Waldviertel nur 12.800 Schilling (2. Band, 615). Ob allerdings die abschließende Feststellung des Autors, der Großgrundbesitz habe nach 1918 keine soziale und politische Wirkung mehr entfalten können, so

stimmt, möchte ich doch bezweifeln, denkt man an die Refeudalisierungstendenzen des „Ständestaates“. Daher wurden auch „arische“ Gutsbetriebe von den Nationalsozialisten beschlagnahmt. Zum Landwirtschaftskomplex gehörte auch der Raiffeisenverband. Ein eigener Beitrag über den Siegeszug dieses Sektors kam leider nicht zustande, aber der Aufsatz über die Genossenschaften reißt die spannende Frage zumindest an, warum der Raiffeisenverband einen sagenhaften Siegeszug antreten konnte, der Konsumverband aber unterging. Dabei hatte der „Konsum“ zunächst noch gute Chancen: Er öffnete den ersten Selbstbedienungsladen und die ersten Supermärkte. Doch Ende der siebziger Jahre geriet er in die Krise. Die Ursache nach Ansicht der beiden Autoren? Die Eigenkapitalbasis wurde überspannt, es gelang keine straffe Zentrale zu schaffen, unfähige Manager, parteipolitisch ausgesucht, taten das Übrige zum Untergang (2. Band, 295). Raiffeisen jedoch gelang der Übergang von der ländlichen Genossenschaftsbank zur Global-Universalbank. Niederösterreich war natürlich auch ein Industrie- und Gewerbeland. In der Industrie dominierte die Zucker- und Textilbranche, das Gewerbe war naturgemäß vielfältig. Stefan Eminger liefert eine solide, differenzierte Analyse des Gewerbes. Sinnvoll die Unterscheidung zwischen dem Stadt- und dem Landgewerbe. Der Handwerker auf dem Land war meist ein Ein-Mann-Betrieb, der nur überleben konnte, weil eine kleine Landwirtschaft für die Ernährung sorgte. In der Ersten Republik folgte auf einen kurzen Aufschwung eine lange Krise. In der NS-Phase erlebte das nichtjüdische Gewerbe zunächst einen kurzen Aufschwung, um dann in die Zwänge der Kriegswirtschaft zu geraten („Berufsbereinigung“, „kriegswirtschaftlicher Betrieb“). Dennoch existierte bis in die sechziger Jahre ein kleiner, aber relativ stabiler Markt für das Gewerbe. Dann allerdings überlebten nur mehr größere Betriebe. Das Leitbild des „biederen Handwerkers“ wurde durch den „dynamischen Unternehmer“ abgelöst. Ein neuer Boom setzte in den neunziger Jahren mit den wirtschaftlichen Dienstleistungen ein, Beratung, Werbung, Immobilien, Datenverarbeitung etc. Die Zeit der risikolosen Berufskarrieren war nicht nur im Gewerbe vorbei. Auf die erkenntnisreichen Aufsätze von Georg Rigele und Jakob Calice über die Energieversorgung in Niederösterreich kann ich leider nur hinweisen. Kurz soll jedoch das Dauerproblem der Armut, das in drei Beiträgen aufgeworfen wird, noch angesprochen werden. Niederösterreich scheint in der Armutsbekämpfung eine gewisse Vorreiterstellung übernommen zu haben (im Vergleich zu den Alpenländern). Schon in der Monarchie wurden Bezirksfürsorgeverbände gegründet, die „Einlege“ als Institution der Altenversorgung wurde durch „Bezirksarmenhäuser“ abgelöst (2. Band, 476 f.). Zu den Armen zählten nach dem Ersten Weltkrieg zumeist auch die Kriegsbeschädigten. Eine Versorgungsmöglichkeit in Wien und Niederösterreich bestand darin, ihnen eine Lizenz für Trafiken zu gewähren (2. Band, 522). Ein buntes poesieloses Bild vom Überleben auf der Landstraße in den dreißiger Jah-

ren zeichnet Sigrid Wadauer: zwischen Betteln, informeller Arbeit (Wanderhandel) und Kriminalität. Arbeitslose auf der Suche nach Kurzarbeit, Landstreicher, Bettler, Hausierer. Den Gendarmen, die im Alltag mit dem Problem beschäftigt waren, wurde der scharfe Blick empfohlen: „Um nicht harmlose Menschen aufzugreifen, ihre Zeit mit der Einlieferung an die zuständige Behörde, zum Zwecke der Freilassung, zu vertrödeln, während es den wirklich sicherheitsgefährdenden Individuen gelingt, sich überall durchzuschlagen, ohne in die Hände eines Sicherheitsorganes zu gelangen“ (2. Band, 559).

V.

Die Hegemonie der Sozialgeschichte wurde Ende der siebziger Jahre von der Dominanz der Kulturgeschichte abgelöst, die sich bald als Kulturwissenschaft verstand und disziplinübergreifend alles als Sprache, als Konstruktion, als Deutung erklärte. Kultur war der Wald, in dem die Grenzgänger zu wildern begannen, zwar seltene Vögel entdeckten, aber auch den soliden Boden der Empirie häufig verloren. Der dritte Band dieser niederösterreichischen Zeitgeschichte freilich, der Kulturband, bleibt auf dem Boden. Er beginnt mit der Kulturpolitik, der Bildungs- und Religionsgeschichte, untersucht Kunst und Medien, achtet auf Feste und Jugendkultur, auf Sport und den Wandel des Essens, auf Architektur und Denkmäler, auf Heiratssachen und Migrantenfamilien und, besonders geglückt, auf die Wahrnehmung der Landschaft. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die offizielle Kulturpolitik des Landes „deutsch“ gestimmt, mit Kontinuitäten, die von der Republik über das autoritäre System bis zum Nationalsozialismus reichten. Das Regionale konnte ohne Schwierigkeit in das deutsche „Volksbewusstsein“ eingepasst werden. So wurden in der NS-Periode eine Gaubühne und ein Gausymphonieorchester gegründet (3. Band, 17); so wurde der „Naturschutz“ zur offiziellen Politik, allerdings verstanden als „Gleichgewicht von Blut und Boden“ (3. Band, 20). Auch die ersten Landesausstellungen der Zweiten Republik orientierten sich an der traditionellen Kunst. Seit den siebziger Jahren setzte sich auch in Niederösterreich langsam die „polytheistische Kulturwelt“ – so der geglückte Begriff von Achim Doppler – durch. Da sich die Landespolitik dabei überfordert fühlte, delegierte sie die Kulturpolitik an Kommissionen (3. Band, 28). Das „deutsche Volksbewusstsein“ zerbrach 1945. Die Schüler sollten zu guten Östreichern erzogen werden. Die Bildungsrevolution der sechziger und siebziger Jahre entmachtete dann die bislang so erfolgreiche Hauptschule auf dem Lande: Aus einem Schulabschluss wurde eine Übergangsschule (3. Band, 68). Das Bildungsgefälle zwischen Stadt und Land verringerte sich. Dazu trugen auch die ländlichen Bildungsinstitutionen bei, die seit den zwanziger Jahren forciert wurden. Zu diesem

tendenziellen Ausgleich von Stadt und Land gehörte auch die Pluralisierung der religiösen Einstellungen. Zwar blieben in den NS-Schulen nur 6,4 Prozent der Schüler dem Religionsunterricht fern (3. Band, 60), zwar waren noch im Jahr 2001 fast 80 Prozent der Bevölkerung katholisch registriert (3. Band, 112), dennoch bieten in der Gegenwart 600 Gruppen „religiöse Dienstleistungen“ an (3. Band, 111). Herbert Nikitsch urteilt abschließend: Religion gehöre für den „modernen Menschen“ zu einer „experimentellen Tätigkeit, für die als wahr gilt, was wirkt“ (3. Band, 145). Die Wirkung, die Wahrnehmung der Landschaft, untersucht Gerhard Strohmeier. Zwar gehört Landschaft in der Geschichtswissenschaft eher zur „langen Dauer“, doch sie wurde immer schon von Menschen mitverändert, verstärkt im 20. Jahrhundert, und die „Raumbilder“ hängen von den Zeitumständen ab. Alle Umfragen zeigen, dass die österreichische Identität stark von den jeweiligen Landschaften mitgeprägt wird.⁸ Und der geografische Raum ist eben auch ein „politischer Körper“: deutsch oder österreichisch besetzt, konnte auch der Raum „arisiert“ werden. Obendrein ist der Blick auf die Landschaft sozial gestaffelt: Für den Bauern ist sie ein Arbeits- und Produktionsraum, für den Städter ein Freiraum für Sport und Spiel. Der Blick auf die Landschaft verändert sich auch mit dem Verkehrsmittel: zu Fuß, zu Pferd, auf dem Fahrrad, mit dem Auto, der Eisenbahn und dem Flugzeug. Im Flach- und Hügelland dienten lange Zeit die Kirchtürme als Orientierungssignal, bis sie in den sechziger Jahren durch die Silotürme – Zeichen der Modernisierung – abgelöst wurden. Einige Jahrzehnte später wurde die Industrialisierung der Landschaft Anlass zu einer „grünen“ Kritik an der verstärkten Landschaftsvernichtung. Der Beitrag zur Architektur von Sabine Pollak macht noch auf andere Aspekte der Landschaftsverwertung aufmerksam: 1999 wohnten 42 Prozent aller Österreicher in einem Einfamilienhaus (3. Band, 525). Das bedeutet auch eine Entvölkerung des Dorfkerns, während die Ränder anwachsen. Die „Zwischenstadt“ breitet sich aus, ein Übergangsstadium zwischen Stadt und Land. Die größeren Städte liegen nicht mehr in einer mehr oder minder intakten Landschaft, „sondern Reste einer solchen Landschaft bilden sich wie Inseln inmitten eines Siedlungssteppichs aus.“ (3. Band, 527). Was aber bedeutet österreichische Landschaft für die Zuwanderung? Diese Frage behandelt Paloma Fernández de la Hoz in ihrem lesenswerten Artikel über Migrantenfamilien themenbedingt nur am Rande. Aber der Hinweis, dass für die zugewanderten Serben das eigene Haus im Herkunftsland noch zentrale Bedeutung hat, verweist auf die Bindungen an die Landschaft der Heimat. Diese „Diasporagesellschaft neuen Typs“ arbeitet und lebt die meiste Zeit in Niederösterreich, kehrt aber jedes Jahr im Urlaub in den Herkunftsort zurück, feiert dort ihre Feste, nimmt wieder Beziehungen zu den Nachbarn auf, führt ein organisiertes Leben als Pendler (wie viele Waldviertler, die in Wien leben, auch).

VI.

Was also ist aus der Regionalen Zeitgeschichte in den letzten drei Jahrzehnten geworden? Das Beispiel Niederösterreich belegt, dass sie, um im Landwirtschaftsjargon zu bleiben, eine reiche Ernte eingefahren hat. Sie hat methodisch das internationale Niveau erreicht, sie hat eine Vielzahl von neuen Themen aufgegriffen, die auch die allgemeine österreichische Geschichte bereichern. Obwohl *Niederösterreich im 20. Jahrhundert* eine Publikation des Niederösterreichischen Landesarchivs ist, haben es Herausgeber und Autoren verstanden, sich von parteipolitischen Einflüssen frei zu halten (immer eine Gefahr in der Zeitgeschichte). Natürlich könnte man einzelne Formulierungen kritisieren; das sehe ich aber nicht als meine Aufgabe. Die Schwäche liegt woanders. Als ich mein Konzept der Regionalen Zeitgeschichte entwickelte, war es ein Ein-Mann-Betrieb, nun ist daraus ein Mittel-Betrieb geworden, der große Organisationsleistungen erfordert – doch die Syntheseleistung ist verloren gegangen. Die drei Bände gleichen einem Kaleidoskop, mit vielen scharfen, bunten Einzelbildern, die auch durch Schütteln zu keinem Gesamtbild gerinnen. Es ist ein Handbuch, in dem man mit Interesse und Gewinn einzelne Beiträge nachschlagen kann, aber keine integrierte Gesamtdarstellung. Die postmoderne Rechtfertigung für dieses Vorgehen, die Peter Melichar liefert, dass die Vielfalt der Perspektiven, Methoden, Forschungspraktiken die wissenschaftliche Vielfalt auf angemessene Weise reflektiert (widerspiegelt), und zwar besser als ein Wissenschaftsprogramm, das Einheitlichkeit der Forschung nur suggeriert, weil es wissenschaftliche Konfrontation vermeidet (2. Band, XI f.), halte ich für eine Ausrede. Auch eine integrierte Gesamtdarstellung mit einer klaren, begründeten theoretischen Leitlinie kann die Vielfalt der historischen Erscheinungen reflektieren (als Denkleistung, nicht nur als Widerspiegelung), kann Kontroversen einbauen. Die Fülle der historischen Wirklichkeit zu erfassen ist ohnedies eine Illusion: Es würde göttliche Fähigkeiten voraussetzen.

Anmerkungen

- 1 Ernst Hanisch, Regionale Zeitgeschichte. Einige theoretische und methodologische Überlegungen, in: *Zeitgeschichte* 7 (1979), 39-60.
- 2 Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte*, Göttingen 1977; Jürgen Osterhammel u. a., Hg., *Wege der Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen 2006.
- 3 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 5 Bände, München 1987–2008.
- 4 Ralf Dahrendorf, *Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*, Frankfurt am Main 1979.
- 5 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Wien 1994.
- 6 Stefan Karner, *Die Steiermark im 20. Jahrhundert*, Graz 2000; Claudia Fräss-Ehrenfeld, Hg., *Lebenschancen in Kärnten 1900–2000. Ein Vergleich*, Klagenfurt 1999; Michael Gehler, *Tirol im 20. Jahr-*

hundert. Vom Kronland zur Euroregion, Innsbruck 2008; seit 1997 erscheint auch die Reihe Geschichte der Bundesländer seit 1945.

- 7 Stefan Eminger u. Ernst Langthaler, Hg., Niederösterreich im 20. Jahrhundert, Band 1: Politik, Wien/Köln/Weimar 2008; Peter Melichar, Ernst Langthaler u. Stefan Eminger, Hg., Niederösterreich im 20. Jahrhundert, Band 2: Wirtschaft, Wien/Köln/Weimar 2008; Oliver Kühschelm, Ernst Langthaler u. Stefan Eminger, Hg., Niederösterreich im 20. Jahrhundert, Band 3: Kultur, Wien/Köln/Weimar 2008.
- 8 Emil Brix u. a., Hg., Memoria Austriae, 3 Bände, Wien 2005.